

# Aufruhr am Grimmelsiepen

Ein türkischer Kulturverein will in Dortmund ein Wohnviertel mit Moschee bauen und spürt beträchtliche Ablehnung

VON RAINER JUNG

Den Kästen auf der anderen Straßenseite haben sie einen neuen Anstrich verpasst. War auch nötig, findet Sezahi Ceyhan. „Hochhäuser“, sagt der 33-Jährige, „das kriegt für mich schnell was von Slum“. Viele Ausländer wohnen in der Siedlung, Russen, Polen, Marokkaner. Und ein paar Bekannte von Ceyhan, der sich vor der Renovierung bei Besuchen dort oft gefragt hat, „warum die Aufzüge immer so dreckig waren.“ Der junge Mann schüttelt den Kopf, dreht den Wohnsitz den Rücken zu und guckt durch einen Maschendrahtzaun ins Grüne: „Gerade das wollen wir nicht. Ist doch klar: Wer 200 000 Euro in ein Haus steckt, der möchte nur eines: eine vernünftige Gegend.“

Sezahi Ceyhan will bauen hier am Grimmelsiepen in Hörde, dem ehemaligen Stahlstadtteil im Dortmunder Süden. Genauso wie Isa Karatas und Mustafa Aydin. Der türkisch-islamische Kulturverein Hörde, bei dem der ruhige Aydin Vorsitzender ist und Ceyhan zuständig für die Kasse, hat im vergangenen Herbst mit der Stadt Dortmund vereinbart, das 30 000 Quadratmeter-Grundstück zu kaufen. Preis: knapp zwei Millionen Euro. Der Stadtrat stimmte mit rot-grüner Mehrheit zu. Auf die jetzt noch grüne Wiese sollen 34 Einfamilienhäuser als Doppelhaushälften, 20 Reihenhäuser und 24 Apartments für betreutes Wohnen.

Daneben, aber deutlich von der Wohnbauung abgesetzt, plant das Vereinsmitglied Karatas ein Gemeindezentrum. Darin wird es Räume geben für Frauen-, Jugend- und Sportgruppen, für Religionsunterricht, eine Friseurstube. Außerdem ist Platz für Kinderbetreuung und eine Übergangswohnung für Frauen, die es zu Hause nicht mehr aushalten. Im Zentrum des Baus liegt die Moschee, 54 Meter lang, mit Kuppel und einem kleinen spitzen Turm.

Die Pläne für das Projekt hängen in Karatas' Büro, nur einige hundert Meter vom geplanten Bauplatz entfernt. Auf dem Computerausdruck sieht das Zentrum mit den großen Fensterfronten ein bisschen aus wie ein holländisches Urlaubsparadies unter Glas. Der Bauingenieur und Architekt Karatas trägt graue Jeans zu grauem Haar, er raucht Gauloises, ist groß, eloquent und bisweilen etwas sarkastisch: „Ich könnte Ihnen viel über unser Grünflächen-Konzept und die Nutzung von Solarenergie erzählen, aber das interessiert normalerweise keinen.“

Eine Menge Leute in Hörde und mittlerweile ganz Dortmund beschäftigt etwas ganz anderes: Können sie eigentlich guten Gefühls zusehen, wie im Auftrag eines muslimischen Vereins eine komplette Siedlung geplant wird? Angesichts islamistischer Parallelwelten mitten in Deutschland? Erst vor wenigen Wochen wurde eine brisante Studie im Auftrag des NRW-Schulministeriums bekannt: Danach propagieren Schulbücher der von Saudi-Arabien bezahlten König-Fahd-Akademie den Hass auf Andersgläubige. Die Schule liegt mitten in Bonn.

Und überhaupt: Ist es nicht das Gegenteil von Integration, wenn Dutzende Menschen türkischer Herkunft zusammenziehen? Die Art, wie die Debatte in Dortmund seit Monaten läuft, zeigt: Es geht am Grimmelsiepen nicht nur um ein paar Gebäude. Es geht um die Zukunft der deutschen Einwanderungsrepublik. Und um Ängste. Echte und vorgeschobene.

Der Kulturverein ist eine Institution im Ortsteil, er logiert seit mehr als 20 Jahren in einem Wohnhaus an einer Ausfallstraße, dessen Räume zu klein sind für die mittlerweile etwa 400 Mitglieder. An der Fassade weist ein schlichtes Leuchtschild auf Deutsch und Türkisch auf den Gebetsraum hin. Man versteckt sich nicht, aber man drängt sich auch nicht auf.

Wie die meisten türkischen Gemeinden in Deutschland gehören die Hörder dem Dachverband Ditim an. Dessen Vorsitzender Ridvan Cakir ruft dazu auf, im Streit um das Kopftuch gesetzliche Regelungen zu akzeptieren, egal wie sie ausfallen. Das Tuch „ist kein Symbol des Islam, weshalb eine Frau auch dann eine gläubige Frau ist, wenn sie keine trägt“, sagt der Ditim-Vorstand. Außerdem wünscht sich Cakir, dass in den Moscheen bald Vorbeter arbeiten, die an deutschen Hochschulen islamische Theologie studiert haben.

Beim evangelischen Kirchenkreis Dortmund-Süd, der das Bauprojekt unterstützt,



BILD: ANJA CORD

schätzt man die Hörder Gemeinde als „verlässlichen Ansprechpartner“. Nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 bieten Christen und Moslems gemeinsam für die Opfer. Längst hat Mustafa Aydin gelernt, welche Stichwörter in einer öffentlichen Stellungnahme nicht fehlen dürfen: „Wir lehnen jede fundamentalistische Auslegung der Religion ab. Wir haben mit dem Kalifatsstaat, mit Milli Görüs oder ähnlichen Vereinigungen nichts zu tun“, sagt der Vereinsvorsitzende dann. Oder, in der gemüthlicheren Variante: „Wir sind nicht so fromm wie andere.“

Trotzdem ist das böse Wort vom „selbst gewählten Ghetto“ längst in der Welt. Und die üblichen Verdächtigen waren auch da: Eine Neonazi-Demo ist um den geplanten Bauplatz gezogen. Immerhin: Weit größer als der braune Aufmarsch war die Gegendemonstration ein paar hundert Meter entfernt mit 1000 Teilnehmern und einem Kurzauftritt von Oberbürgermeister Gerhard Langemeyer (SPD). Dessen Botschaft: „Dortmund ist eine weltoffene, tolerante und fremdenfreundliche Stadt.“

Aber was heißt das im Alltag? Beileibe nicht nur eingefeilichte Rechte haben Vorbehalte gegen das Projekt. Architekt Karatas weiß das: „Vor einem Jahr hatten wir den Eindruck, dass 80 Prozent der Leute hier dicke Probleme damit hatten.“ Jetzt, nach Monaten intensiver Diskussion, „sagen die Gegner, 40 Prozent seien dagegen.“ Hört sich an wie ein Stimmungsumschwung. Bloß: was bedeuten solche Zahlen?

Eine Bürgerinitiative macht mobil gegen die angebliche „Großmoschee“. Ihr Sprecher Hartmut Halberstadt, ein pensionierter Lehrer, wohnt ebenfalls in der Nachbarschaft. Am Telefon ist er freundlich und zunächst durchaus gesprächig: Die Möchtegern-Bauherren vom Grimmelsiepen, sagt er, „die wollen nicht nach Deutschland kommen, sondern in die Türkei“. Das ganze Projekt sei integrationsmäßig „völlig kontraproduktiv“ und der Herr Aydin spreche im übrigen bemerkenswert schlecht deutsch. Nur damit keine Missverständnisse aufkommen: Hier rede niemand, der etwas gegen Ausländer hat, verabschiedet er sich.

Bei einem zweiten Anruf mag Halberstadt nur noch sagen, er werde nun nichts mehr sagen – wegen schlechter Erfahrungen mit der „Linkspreße“. Weitere Fragen nur noch schriftlich. Auf einen Brief kommt keine Antwort. Dafür rührt sich bald der Kreisverband Dortmund der Partei Rechtsstaatliche Offensive im Internet, der BI-Sprecher wirke nunmehr auch in ihren Reihen – als „Integrationsbeauftragter“.

Knapp 3000 Unterschriften sammelten die Kritiker gegen die Baupläne – in einer Stadt mit 600 000 Einwohnern. Schwere wiegt, dass auch die Dortmunder Stadtrats-CDU um ihren Vorsitzenden Frank Hengstenberg das Projekt ablehnt. Bei den Kommunalwahlen im kommenden September könnten die Christdemokraten durchaus zur stärksten politischen Kraft in der einstigen SPD-Hochburg Dortmund werden. Und bis zum kommenden Mai kann die Stadt den Vertrag noch annullieren, wenn sie dem Kulturverein das bis dahin für die Planung ausgegebene Geld erstattet.

Was Hengstenberg und seine Fraktionskollegen stört, sei „die Absicht, in Hörde ein vermutlich ethnisch und religiös-kulturell abgeschlossenes Wohngebiet zu erstellen“, steht im Rundbrief der Fraktion. Gegen muslimische Gebetshäuser an sich habe man dagegen nichts: „Die CDU steht für eine freie und würdige Religionsausübung der Mitbürger islamischen Glaubens in städtebaulich

anspruchsvollen Moscheebauten an geeigneter Stelle.“ Gerade im Ruhrgebiet mühen sich die Christdemokraten, in der gesellschaftlichen Wirklichkeit der Großstädte anzukommen. Im NRW-Landesverband gibt es Überlegungen, Türken mit deutschem Pass bei den kommenden Wahlen gezielt anzusprechen. Irritierend nur, dass die Dortmunder Fraktionspostille einen ersten kritischen Bericht nicht mit den Zeichnungen aus dem Büro Karatas illustrierte, sondern mit einem Foto der Sultan-Hassan-Moschee in Kairo. Die ist ziemlich groß und sieht sehr morgenländisch aus. Ein Fehler, aber keine böse Absicht, heißt es entschuldigend.

So geht das seit Monaten. Der Widerstand artikuliert sich meistens unhaltend, bedächtig. So erscheint er rational und maßvoll in einer Epoche der Verunsicherung. Was viele Nachbarn für berechtigte Skepsis halten, sorgt bei den Bauwilligen indes längst für Bitternis.

Es sind Fremdheitserfahrungen ganz eigener Art. „Mir kommen manchmal fast die Tränen“, sagt Isa Karatas. Und zwar immer dann, wenn er den Eindruck hat, dass „Nachbarn, deren Kinder von klein auf mit meinen gespielt haben“ ihn jetzt mit anderen Augen sehen: Den Architekten, der auch schon für kirchliche Träger gebaut hat, den kennen sie. Aber der Moscheebaumeister in spe, zu dem halten sie Abstand. Auch Mustafa Aydin verspürt nach 31 Jahren in Hörde manchmal sachte Zweifel, ob er hier ganz richtig ist: „Ich will mich doch integrieren, aber dazu muss ich mich zu Hause fühlen können.“ Dann runzelt er die Stirn, nimmt einen Schluck Kaffee. „Wir haben“, sagt der Vereinsvorsitzende, „es vielleicht auch nicht richtig geschafft, uns den Leuten vorzustellen.“

Das holen sie nach. Laden ein in ihr altes Gemeindezentrum, um zu beweisen, dass der Laden aus allen Nähten platzt und wirklich ziemlich abgenutzt ist. Pflegen ihre Drähte zu Verwaltung und Lokalpolitik, wobei sie durchaus auch mit der CDU reden.

Und manchmal spielen sie auf Nachbarschaftstreffen Frage-und-Antwort-Pingpong. Herr Karatas, heißt es dann etwa, fließt eigentlich Geld aus dem Ausland in das Projekt? Nein, wenn man davon absieht, dass einige ältere Gemeindeglieder etwas flüssig haben, weil sie Immobilien in der Türkei verkauft haben in der Einsicht, dass sie doch nie mehr dorthin zurückkehren werden. Herr Aydin, gehen die neuen Häuser nun an Türken und türkisch-Stämmige? Garantiert nicht. Stimmt es, dass man in islamischen Wohnungen die Klos nicht Richtung Mekka bauen darf? „Darauf“, sagt Ceyhan, „wäre ich im Leben nicht gekommen.“

„Ethnische Kolonien“ können langfristig sogar die Integration fördern.

Das die geplanten Häuser mittlerweile für das meiste Aufsehen sorgen, ist fast eine ironische Pointe. Denn eine Siedlung hatten Aydin und Co. ursprünglich nicht im Sinn. Lediglich 6000 Quadratmeter Bauland für den Neubau des Gemeindezentrums hatten sie gesucht, und zwar schon lange. Als ihnen das Liegenschaftsamt der Stadt überraschend das fünf Mal so große Areal am Grimmelsiepen anbot, mussten sie mehrere Nummern größer planen: „Wir waren eigentlich sicher, dass wir sowieso nicht den Zuschlag kriegen“, erinnert sich Aydin.

zusehen, wenn dort viele Einwanderer wohnen. „Ein hoher Ausländeranteil sagt nichts über Chancenvorteile und Entwicklungsperspektiven der Stadtteile im Einzelnen aus“, resümiert Dirk Halm vom Zentrum für Türkeistudien an der Universität Duisburg-Essen. Gerade jene von der Mehrheitsbevölkerung mittlerweile besonders argwöhnisch betrachteten Quartiere, in denen viele Ausländer aus dem gleichen Herkunftsland wohnen, böten auch Chancen: Man versteht sich, man hilft sich. „Ethnische Kolonien“ könnten so langfristig eine Art Fitnesscenter zur Integration sein, so wie einst bei den ins Revier eingewanderten polnischen Arbeitern. Vorausgesetzt, dort hocken nicht nur Menschen beieinander, die in der Schule, auf dem Arbeitsmarkt oder in einer anderen Nachbarschaft keine Chance haben.

Andererseits wünschen sich beispielsweise die Experten vom Dortmunder Planerladen, dass sich Ausländer auch außerhalb der klassischen Arbeiterkieze im Norden der Stadt niederlassen. Der grüne Süden sei da eindeutig unterrepräsentiert, sagt die Architektin Tülin Kabis-Staubach, die selber

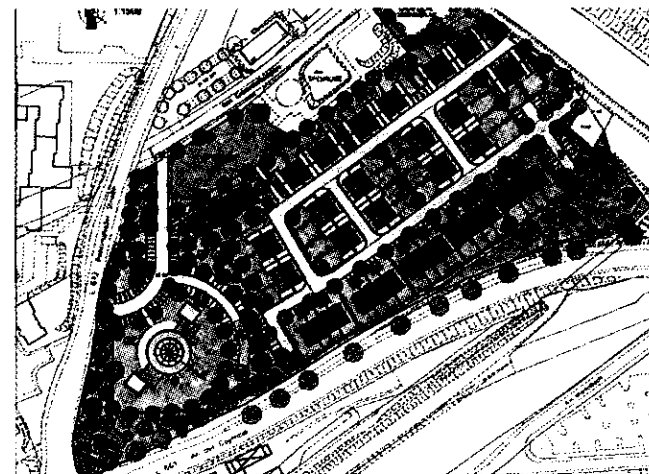


BILD: ARCHITECTURBÜRO KARATAS

vor vielen Jahren aus Istanbul gekommen und in Dortmund hängen geblieben ist. Was beileibe nicht daran liegt, dass niemand aus der multikulturellen Nordstadtnische wegwolle: „Das ist die absolute Minderheit.“ Oft seien Wohnungen schlicht teurer, türkische Makler kämen im Süden nur schwer an Grundstücke oder Häuser. Und manchmal kehrten Familien nach ein paar Jahren wieder in den Norden zurück, „weil sie anderswo schiefer angeknockt wurden.“

Gerade weil die Leute vom Planerladen wissen, dass in manchen Kleinmoscheen Fundamentalisten ihren Einfluss ausbauen, unterstützen sie das Projekt. „Dortmund braucht eine repräsentative Moschee, der Islam muss raus aus den Hinterhöfen“, sagt der Stadtplanungs-Professor Reiner Staubach.

Architekt Karatas hat sich in dem er demnächst selber wohnen wird, umgehört, wie denn seine neuen Nachbarn so heißen. Ergebnis: 60 Prozent sind Einwanderer oder deren Nachkommen. Karatas wundert das nicht: „Die Leute haben Nachholbedarf, sie haben Geld und sie wollen hier investieren.“ In den Häusern am Grimmelsiepen soll der Ausländeranteil niedriger sein. Intern habe man geregelt, dass nur die Hälfte der 54 Wohneinheiten für Gemeindeglieder zur Verfügung stehe, sagt Isa Karatas, „wir wollen eine Mischung.“ In drei Baubauabschnitten soll die Siedlung entstehen, „und wenn wir merken, dass sich nicht genügend Müllers oder Meiers interessieren, dann reagieren wir darauf.“ Im Extremfall vielleicht sogar beim Preis. „Wird aber nicht nötig sein“, glaubt Vereinschef Aydin, „mich haben schon fünf Mann angesprochen. Und das waren richtige Deutsche.“

Auslaufmodell: Seit 20 Jahren logiert der türkisch-islamische Kulturverein Hörde in diesem Haus, in dem die Mitglieder auch zum Gebet zusammenkommen. Die Räumlichkeiten reichen nicht mehr für den gewachsenen Verein.

Elektronisches Reißbrett: Der Architekt Isa Karatas hat für das Gebiet Grimmelsiepen ein Wohnviertel mit Gotteshaus entworfen. Das ist in diesem Fall eine Moschee mitsamt Gemeindezentrum.



BILD: ANJA CORD